

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1849) Unterhaltungsblatt

30 (19.4.1849)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 19. April 1849.)

Verantwortlicher Redakteur: Wilh. Brandecker.

N^{ro.} 30.

Das blutige Halsband.

Eine wahre Geschichte.

Auf einer meiner Reisen durch Deutschland gelangte ich eines Abends zu einem netten Städtchen, das mit seinen rothen Ziegeldächern, welche aus einem Kranze gründer Matten hervorblickten, gerade ausfah, wie — soll ich euch sagen, was unser Bedienter in seiner naiven Einfalt sich dabei dachte? — wie eine Schüssel voller Krebse in einer Verzierung von Peterflie. Dicht vor dem Thore fiel mir ein stattliches Gebäude in die Augen. Ich fragte den Postillon, welchem reichen Manne dieser Pallast zugehöre? Ein paar armen Kindern, lieber Herr, versetzte er freundlich, es ist unser Waisenhaus. Schnell sprang ich aus dem Wagen, befohl dem Postillon, nur voran ins Wirthshaus zu fahren, während ich hier ein wenig eintreten wollte. — Ich habe von jeher meine eigene Gewohnheit gehabt. Wenn andere Reisende bei der Ankunft in einem Gasthof sich zuerst nach einer Bildergalerie oder einem Naturalkabinett erkundigen, so pflege ich mich vor allen Dingen umzusehen, wie die Vorsteher einer Stadt für den Unterhalt und die Erziehung ihrer Waisen gesorgt haben, und wo ich es da gut bestellt finde, denke ich immer, da kann auch das Uebrige nicht ganz schlecht stehen; erblickte ich hingegen zu meinem großen Leidwesen einen prächtigen Opersaal, dafür aber ein elendes Waisenhaus, so möchte ich schier die weisen Rätze fragen, wie sie es vor Gott und ihren Nachkommen verantworten mögen, daß sie dieser ein so erbarmenswerthes, an Leib und Seele so verkrüppeltes Geschlecht hinterlassen, und was würden sie Tristigeres zu entgegen haben, als was jener Bauer meinte, der nichts für die Nachwelt thun wollte, weil sie auch noch nichts für ihn gethan habe.

Hier indessen schien es besser zu seyn, darum öffnete ich mit frohem Muthe das Portal. Ein freundlicher alter Mann, dessen Miene durch das schwarze Rüppchen auf dem silbernen Scheitel noch mehr Ehrwürdiges und Liebliches erhielt, trat mir entgegen, und erklärte sich auf meine Bitte fogleich bereit, mich in der Anstalt herumzuführen. Ich hatte mich nicht geirrt; das Innere entsprach ganz dem Aeußern; überall herrschte Ordnung und Reinlichkeit; Vorsorge für das zeitliche und ewige Wohl dieser Kleinen waltete mit einer Umsicht und Zartheit in diesem Hause, wie sie nur die zärtlichste Elternliebe verleihen kann. Wir stiegen jetzt in den Garten hinab. Da war lauter Leben, Lust und Freude: die Festerstunde hatte eben geschlagen. In der einen Hälfte des Gartens tummelten sich die Knaben herum, auf der anderen spielten die Mädchen. Man sah wohl, daß der große schöne Platz allein für die Kinder bestimmt war; nur einen kleinen abgelegenen Winkel hatte man zu einem Blumengärtchen benützt; das Andere war nichts als ein großer mit Bäumen beschatteter Wiesenplan. Hier erfreute ich mich der blühenden Wangen, der kräftigen Gestalten, die mich umringten; hier ward ich gewahr, daß ein verständiger Geist keine Art von Sorgfalt für zu geringfügig hält. Bei den Abtheilungen befanden sich hier ein Aufseher, dort eine Aufseherin, die mit den Kindern wieder Kind geworden zu seyn schienen. „Sie sehen da meinen Sohn mit seiner Frau,“ sagte der Alte, „wie denn unsere Familie ganz allein in diesem Hause waltet. Ein zweiter Sohn ist für

den Unterricht angesetzt, und meine beiden Töchter besorgen die häuslichen Angelegenheiten; Alle sind in dieser Anstalt geboren und aufgezogen.“ Ich konnte mich nicht enthalten, dem guten Greise von Herzen zu einem Verufe Glück zu wünschen, der den Segen der Verstorbenen erntet, den schönsten Lohn der Gegenwart empfängt und den Dank der Nachwelt auf seinem Grabe weinen sieht. O, wenn es schon in diesem Erdenthale eine himmlische Freude geben kann, so muß sie dem werden, der für das Wohl und die Freude armer Kindlein die Genüsse des eigenen Lebens dahingibt. —

Unter diesen Gesprächen waren wir auf das Zimmer des Alten gelangt. Ich setzte mich hier ans Fenster, und sah der Lust der Kinder zu, die sich jetzt vereinigt hatten und bei der Drehorgel eines blinden Invaliden in bunten Reihen herumhüpften. Der Alte zeigte mir mit leuchtenden Augen seine Enkelchen, die an lieblichem Wesen und blühender Munterkeit vor Allen hervorragten. „Doch,“ setzte er hinzu, „eigentlich sind diese ja alle meine Kinder.“ Wir kamen bald auf die Stiftung dieser herrlichen Anstalt zu reden; ich bat ihn um einige nähere Umstände. Da überzog eine Lobtenblässe das Gesicht des ehrwürdigen Mannes, eine große Thräne trat in sein Auge. „O, wenn sie wüßten, was Sie da von mir fordern!“ sagte er, indem er die Hände faltete und den nassen Blick zum Himmel aufhob... „Doch,“ fuhr er nach eine Pause fort, „Sie scheinen mir ein so guter Herr zu seyn, Sie haben so viel Freude an meinen Kindern gehabt...“ Er ging zu einem Schranke, und zog ein kleines Paket hervor: „hier lesen Sie, was ich vor Kurzem mit zitternder Hand und unter tausend Thränen niedergeschrieben habe. Sie sollen die wunderbaren Wege kennen lernen, die der Mensch so oft auf Erden zu gehen hat.“ —

Ich nahm die Schrift und eilte damit in meinen Gasthof. Wohl mußten zahllose Thränen dieses Redlichen darauf geflossen seyn; fiel doch auch mancher Tropfen aus meinem Auge auf das Blatt, während ich eine Abschrift davon nahm. Hier ist die Erzählung, ich habe kein Wort daran verändert, wie sie der alte Mann niedergeschrieben hat.

„Mein Vater,“ — so schrieb der Greis — „mein Vater galt für den reichsten Müller dieser Stadt. Seine Mühle war immer wie belagert, und wenn die Räder der andern zuweilen feiern mußten, so klapperten die seinigen, zum großen Aerger und Reid der Junstgenossen, Tag und Nacht fort. Das kam, er gab jedem Mahlgaste, was demselben gebührte, zuweilen auch noch ein paar Hände voll Mehl darüber, wenn etwa eine arme Wittwe oder ein junges Weibchen den kleinen Sack abholte; auch wußte er nichts von den Kunststückchen, bei denen man reich werden und doch ein ehrlicher Mann bleiben kann: indem, wie einmal ein Nachbar meinte, sechzig Mahlgästen der Kreuzer nicht schade, dem Müller aber der Gulden viel helfe. Doch da kam er schön an. Umgekehrt, Herr Better, versetzte mein Vater aufgebracht, umgekehrt wird ein Schuft, oder vielmehr ein ehrlicher Mann daraus: ich mag den Gulden wohl fahren lassen, wenn mich dagegen sechzig Mahlgäste einen rechtschaffenen Müllermeister nennen. Und auf diesen ehrlichen Namen hielt er streng, lebte schlicht und recht fort,

half überast, wo er vermochte und legte am Abende sein Haupt nicht eher ruhig auf die Kissen, bis er wußte, daß auch der arme Nachbar sich gesättigt auf das Strohlager warf. Dies stille Glück währte einige Jahre; da brach der siebenjährige Krieg aus, und brachte sein Elend auch über unser gutes Städtchen. Bald war der Feind bei uns und bald der Freund, wer aber das ganze Jahr hindurch im Quartier lag, das war der Mangel. Und doch sollte es noch schlimmer kommen. In einer Nacht ward der unschuldige Det plötzlich von glühenden Kugeln beschossen. Ich bin mitten unter den Bomben und Granaten auf die Welt gekommen. Mein Vater hatte kaum so viel Zeit, die sterbensranke Mutter mit dem neugebornen Kinde in Sicherheit zu bringen, als unsere Mühle sammt Allem, was darin war, in lichte Flammen aufging. Ein paar Jahre darauf baute er eine neue Mühle auf. Er hatte zwar seine ganze Baarschaft, die ihm der Krieg übrig gelassen, dabei erschöpfen müssen, war überdem einem harten Bucherer in die Hände gefallen: aber Alles dies konnte ihn nicht bewegen, sich, wie ihn der Better einmal ermahnte, mit dem Kreuzer der Mahlgäste die Mühle bezahlen zu lassen. O nein, er war dagegen noch milderthätiger geworden; wie denn überhaupt, wer selbst im Unglück gewesen, erst recht weiß, wie dem Nothleidenden zu Muthe ist. Das schöne Mühlgebäude stand wieder fir und fertig da; es hatte noch ein paar Gänge mehr als zuvor, und die Räder klapperten lustig drein, daß Jedermann seine Lust und Freude hatte. Doch, über Nacht kann Vieles anders werden! Ich erinnere mich noch dunkel, wie ich einmal aufgewacht war, und an dem hellen Schein meine Freude hatte, der durch einen Spalt in der Thür auf mein Bettchen fiel; in dieser Nacht nämlich stand die ganze Mühle auf einmal im Feuer. Meine Mutter rettete sich mit mir aus dem Fenster, sprang aber so unglücklich, daß sie einige Tage darauf an den Folgen des Falles starb. Gott allein ist bekant, wie dieses Unglück über uns gekommen; mehrere Umstände aber machten es wahrscheinlich, daß eine boshafte Hand dabei thätig gewesen ist.

„Mein armer Vater hatte nichts gerettet, — als den Bettelstab, und ein Häuflein von neun unglücklichen Waisen, die um den Sarg der Mutter knieten, und den zum Himmel entflohenen Geist wieder zurückgerufen haben würden, wenn Thränen und Jammergeschrei einem kalten Leichnam Athem und Wärme einflößen könnten. Was sollte er nun anfangen? Er versuchte dies und jenes, nichts gelang; er wandte sich dahin und dorthin, Niemand begehrte seyn. Als die Mühle wieder aufgebaut war, verbung er sich als Knappe herein; der neue Besitzer nahm ihn willig auf, versprach auch, für seine Kinder zu sorgen, aber er starb, ehe er die Zusage wahr machen konnte. Die großen Reichthümer fielen jetzt dem Sohne zu, der Tag und Nacht auf nichts sann, als wie er den ererbten Kreuzer in einen Gulden verwandle, dagegen aber sich der Armen, die ihm sein Vater zugleich mit vermacht hatte, auf gute Art entledige. Nun war unser Elend größer als zuvor. Ich mochte jetzt ungefähr zwölf Jahre alt seyn, da brach die große Theuerung ins Land. Es war im Jahre 1771.“

Ehevor ich nun diese Erzählung weiter fortsetze, kann ich nicht umhin, die lieben Leser derselben zu erinnern, daß wir in ganz freischem Andenken eine gleiche Schickung Gottes, nämlich eine Theuerung in einem großen Theile unseres Erbtheiles haben und so bedürfen wir keiner weitern Schilderung von der Noth und dem Elende unserer guten Vorfahren; zudem ist nichts für mein Herz so peinlich, als ein Bild des Unglücks deutlicher auszumalen. Es mag damals wie bei uns, manche heimliche Thräne von mitleidiger Hand getrocknet, aber auch mancher schwerer Seufzer des Verhungernden von seinem Sterbelager zum Himmel gestiegen seyn, wie z. B. in neuester Zeit in Irland. Gott sei gedankt, der

mein Herz immer mit Abscheu gegen diese Art von Gewinn erfüllt hat. Seinem Mitbruder die nothwendigsten Lebensbedürfnisse entziehen, an deren Genuß Gesundheit und Leben hängt, heißt ihm das Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit rauben, und in zeitliches — vielleicht auch in ewiges Verderben stürzen. Wenn eurer Seele das Bild des Hungertodten vorschwebt, der schon im Leben ein Leichnam, mit dem Fluche über den grausamen Bucherer den matten Athem vollends aushaucht, und es drängt sich dann eine Thräne in Euer Auge, dann möchte ich Euch liebe, gefühlvolle Herzen zurufen: „Bleibt immer bei dieser schönen Thräne, sie kann nur zum Heil der Menschen und zu Eurem Frieden fließen. Wohl dem, der einst auf seinem Sterbebette sagen darf, daß kein Seufzer gekränkter Unschuld auf seinem Herzen lastet! Friede mit der Asche dessen, der nie den Frieden eines Menschen störte!“

Nun will ich wieder zu unserm guten Alten zurückkehren und ihn weiter erzählen lassen:

„Erst Krieg, dann Hungersnoth!“ Ach lieber Gott, davon wäre viel zu reden; aber Du, mein lieber Leser, und ihr Alle, die Ihr Euch täglich satt esset, würdet mich doch nicht verstehen: O, da war des Jammers weder Maaß noch Ziel. Gern möchte ich hier die Feder niederlegen; ich weiß, daß mir das Herz brechen wird, indem ich weiter schreibe, aber doch will ich das angefangene Werk vollführen; ich muß meinen guten Vater nach langen Jahren eine von den zahllosen Thränen, die ich um ihn geweint, in sein einsames Grab mitgeben: ich möchte gern den Menschen, die noch heute seine That verdammen, recht an's Herz legen, daß sie lieber ein andächtiges Vaterunser für seine Seele beten. Was ich jetzt mit widerstrebender Hand niederschreibe, habe ich größtentheils aus dem eigenen Munde seines Weichtvaters, dem der unglückliche Mann dies Alles in seinen letzten Stunden erzählt und ihm aufgetragen hat, es mir in reifem Alter mitzutheilen.“ (Schluß folgt.)

Die Scekler in Siebenbürgen.

Die Scekler sollen die Ueberbleibsel des hunnischen Reiches seyn, ein Völkchen, das in den einsamen Gebirgen Daciens sich unvermischt erhielt. Bei ihnen findet sich die Einrichtung des hunnischen Heeres, so weit wir dieselbe kennen, auf den Staat übertragen, überall herrscht die freie Wahl vor, während das Reich Stephans des Heiligen schon das Bestreben zeigt, die Macht in einer Hand zu vereinigen und erblich zu machen. Nachdem im fünften Jahrhundert der Stamm Attila's ausgestorben war, wird der kleine Staat zur Republik und theilt sich in Abtheilungen von 3—4000 Menschen, Stühle genannt, deren es damals 6, jetzt noch 5 gibt. Der in Krieg und Frieden vorgesezte Häuptling jeden Stammes und seine Unterbeamten sind vom Volke erwählt. Jeder Bürger ist zugleich Krieger. Mehrmals im Jahre versammeln sich die Männer jeden Stuhls, um die Verwaltung der Beamten zu untersuchen und Richter zu ernennen. Bei einer Frage, wobei der ganze Stamm betheilig ist, berathen und stimmen nur die Alten, während die jungen Leute mit gezogenen Säbeln im Kreise herumstehen und ihnen zuhören.

Als Stephan I. sein Reich gründete, ließ er die Stühle fortbestehen, um aber keine Ausnahme von der einmal angenommenen Form zu machen, zählte er ihr Gebiet als eine einzige Gespannschaft. Jetzt wird der oberste Beamte des Stuhles, der königliche Richter, vom Fürsten aus denen ihm vom Volke vorgeschlagenen Candidaten gewählt. Jeder Stuhl ist in Kreise getheilt, denen königliche Unter Richter vorstehen und die wieder mehrere Unterabtheilungen unter Commissarien haben. Die königlichen Steuereinnahmer er-

heben die Abgaben und den Notaren liegt die Aufsicht ob über die Archive. Nach den Worten der Gesetze sollten alle diese Beamten in voller Freiheit von dem Volke gewählt werden, aber die Regierung hat sich nach und nach das Recht angeeignet, ihre Wahl zu billigen oder ungünstig zu machen. Die allgemeine Versammlung des Stuhls, *marchalis sessis*, wird alle drei Monate berufen, und läßt sich von den Beamten Rechenschaft über ihre Verwaltung ablegen, und ernennt ausserdem die Geschwornen, welche bis zur nächsten Versammlung Recht sprechen. Ein Richter und zwölf Geschworne bilden das Dorfgericht, *forum pagente*, welches über Gerichtssachen von geringer Wichtigkeit bis 24 fl. entscheidet. Ausserdem besteht ein Kreisgericht, *sedes partialis*, unter dem königlichen Unterrichter von sieben Geschwornen gebildet, und darüber das Stuhlgericht, *sedes generalis*, das aus zwölf Geschwornen unter dem königl. Richter zusammengesetzt ist. Von hier aus können die Rechtssachen noch vor die königl. Tafel, den Regierungsrath und in letzter Instanz an den Fürsten gehen. Diese Einrichtungen haben ein Alter von 13 Jahrhunderten. Dabei herrscht unter ihnen die vollkommene Gleichheit, feier Mann und Freiherr ist gleichbedeutend, wie dies einst in Ungarn auch der Fall war. Der adelige Eckler darf weder Titel noch Wappen führen. Die Familien, welche durch Ruhm ihrer Vorfahren oder durch Reichthum ein besonderes Ansehen besitzen, sind vor dem Gesetze den Uebrigen völlig gleich. Die Edelleute dieser ersten Klasse heißen *Primores*, und müssen im Falle eines Krieges mehrere Soldaten ausrüsten. Nach ihnen kommen die *primipili*, welche zu Pferd fechten und endlich die *pixidarii* oder Fußsoldaten. Diese Benennungen lassen sich leicht durch die kriegerische Verfassung des Stammes erklären; alle Eckler sind im Frieden verpflichtet, die Gränze zu bewachen, im Kriege eine bestimmte Anzahl Truppen zu stellen. Dabei bewaffnet sich Jeder nach seinen Mitteln und so bestimmt das Vermögen die Klasse. Zur Entschädigung für den Kriegsdienst gewähren die Könige von Ungarn den Ecklern mancherlei Vorrechte, unter andern die Steuerfreiheit. — Wie sie bisher dargestellt worden, besteht die Verfassung der Eckler rechtlich, thatsächlich hat sie aber seit dem Falle der ungarischen Monarchie starke Veränderungen erlitten. 1562 empörten sich die Eckler, weil man ihre Vorrechte kränkte; nach Unterdrückung des Aufstandes verloren viele Empörer ihre Freiheit und wurden Unterthanen der treu gebliebenen Primaten. Als im 17. Jahrhunderte Siebenbürgen an Oesterreich fiel, bewilligte der Kaiser nicht, daß die ganze Nation Adelsvorrechte erhalte. Die der Primaten wurden geachtet, aber die zweite und dritte Klasse mußten Steuer bezahlen, deren Betrag im Jahre 1842 auf 124,324 fl. Conv. sich belief, und Soldaten stellen. Trotz der Verletzungen, welche ihre Verfassung erlitten hat, heißen die Eckler immer noch *nobiles* und genießen die Vorrechte der Edelleute in Ungarn, Jagd- und Hutrecht, Freiheit von Frohnden für den Staat. Sie können nur von ihren eigenen Gerichten verurtheilt werden und werden, ausser bei entehrenden Verbrechen, nicht mit Untersuchungshaft belegt. Wenn keine männlichen Erben vorhanden sind, so erben die Töchter die Güter und bei gänzlichem Mangel an Erben folgt der Nachbar, nicht der Fiskus, im Besitze nach.

Der erste Sieg.

Vom Norden kommt die Mähre an,
Wie klingt die Kunde hoch!
Es ward der erste Sieg gethan,
Es sank der „Dannebrog“.
Nun jauchze, du mein Vaterland!
Und du, mein meerumschlung'nes Land:

Das gute Schwert, das gute Recht
Bestanden im Gesecht!

Die stolze Flotte kam heran,
Bracht Blitz und Donner mit:
Wie eilt' der „achte Christian“
Begierig, daß er tritt!
Die erste, scharfe Salve kracht
„Dir, Cæternförde, sei's gebracht!
Vom König dir, getreue Stadt,
Der gar so lieb dich hat!“

Woh' hoch, du rother Dannebrog,
Indeß die Salve roßt;
Am Strande weht, wie du so hoch,
Die Flagge schwarz-roth-gold;
Das lang verachtete Panier,
Es bleibet dir die Spitze hier!
Die Lunte glimmt — der Donner roßt:
Hurrah, du Schwarz-Roth-Gold!

Und von dem Strande Schlag auf Schlag
Die deutschen Batterien!
Zur Nacht wird rings der Frühlingstag:
Sternschnuppen, Bomben sprüh'n!
Und sind wir auch gering an Zahl,
Hier schwinget Gott den Nachstrahl —
Recht ist der Stern, der für uns blinkt,
Und Dänentrog versinkt!

Es kommt die Nacht, es kommt der Sieg,
Nun juble deutsches Herz!
Der stolze „achte Christian“ stieg
In Flammen himmelwärts!
Und auf „Gefion“ ist entrollt
Die Siegesflagge Schwarz-Roth-Gold!
Das gute Schwert, das gute Recht
Bestanden im Gesecht!

Es ist des Frühlings erster Sieg,
O Deutscher streite fort!
Dem Dänen immer solchen Krieg,
Wie hier im grünen Port!
Und Einer noch ist hier gemeint —
Den schlage auch: den innern Feind!
Dann kränzt dich Lorbeer ewig grün,
Dann freu' dich Deutschlands Blüh'n!

(Dib.)

Die Großmuth der Völker und die Rache- wuth der Tyrannen.

Börne sagt in seinen Briefen aus Paris v. J. 1830 folgende schönen Worte, die auch auf die politischen Ereignisse unserer Tage vollkommene Anwendung finden:

„Still, heiter, freundlich und bescheiden, wie ein verliebtes glückliches Mädchen, lustwandelte das Pariser Volk umher. Als ich dieses sah und bedachte: noch sind nicht 2 Monate vorüber, daß es einen tausendjährigen König niedergeworfen, und in ihm Millionen seiner Feinde besiegt hat — wollte ich meinen Augen oder meiner Erinnerung nicht trauen. Es ist der Traum von einem Wunder! Schnell haben sie gesezt, und schnell haben sie verziehen! Wie mild hat das Volk die erlittenen Kränkungen erwidert, und wie bald ganz vergessen! Nur im offenen Kampfe, auf dem Schlachtfelde hat es seine Gegner verwundet. Wehrlose Gefangene wurden nicht ermordet, Geflüchtete nicht verfolgt, Versteckte nicht aufgesucht, Verdächtige nicht beunruhigt. So handelt ein Volk! Fürsten aber sind unversöhnlich, und unauslöschlich ist der Durst ihrer Rache. Hätte der König gesiegt, wie er besiegt worden, so wäre das fröhliche

Paris heute eine Stätte des Jammers und der Thränen. Jeder Tag brächte neue Schrecken, jede Nacht neues Verderben. Wir sehen ja, was in Spanien, Portugal, Piemont, Neapel und in andern Ländern geschieht, wo die Gewalt über die Freiheit siegte. Seit Jahren ist der Sieg entschieden, und das Werk der Rache und der Verfolgung geht fort, wie am Tage der Schlacht. Und es war ein Sieg, den man nur dem Meineid verdankte! Tausende schmachten noch im Kerker, Tausende leben noch in trauriger Verbannung, das Schwert des Henkers ist immer gezückt, und wo es schont, wo es zaudert, geschieht es nur, um länger zu drohen, um länger zu ängstigen. So entartet, so herabgewürdigt hat sich die Macht gezeigt, daß sie oft mit Grausamkeiten prahlte, die sie nicht begangen; sich der Gerechtigkeit schämend, manche ihrer Gefangenen nur heimlich schonte, und es als Verleumdung bestrafte, wenn man sie mild gepriesen! Mich empört die niederträchtige Unverschämtheit der Fürstenschmeichler, welche die Völker als Tiger, und die Fürsten als Lämmer darstellen. Wenn jeder Macht-haber, sobald er zum Besitze einer Macht gelangt, sogleich seine Leidenschaft zur Regel erhebt, grausame Strafen für jeden Widerspruch zum Voraus bestimmt, und diese Regel, diese Anwendung sich herabrollt durch Jahrhunderte — so nennen diese Schmeichler das — Gerechtigkeit. Das Volk hat seine Leidenschaft nie zum Gesetz erhoben, die Gegenwart erbt nie die Missethaten der Vergangenheit, um sie vermehrt der Zukunft zu überlassen. Wenn dumme, feige oder bestochene Richter aus altem Herkommen und verbliebenen Gesetzen nachweisen können, daß sie in gleichen Fällen immer gleich ungerecht gewesen, so nennen sie das — Gerechtigkeit. Wenn der schuldlos Verurtheilte durch Reihen schongeputzter Soldaten, durch die Mitte des angstzitternden Volkes, das nicht zu weinen, das nicht zu athmen wagt, ohne Laut und Störung zum Blutgerüste geführt wird, so nennen sie das — Ordnung; und schnellen Tod in langsame Qual des Kerkers verwandeln, das nennen sie — Milde.“

Das deutsche Vaterland.

Die „Deutsche Reform“ theilt ein treffliches Gedicht von Paul Pfizer mit, das beginnt:

O Deutscher ohne Vaterland!
O Vogel ohne Nest!
O Träumer an der Klippe Rand,
Wie ist dein Schlaf so fest!
Woher du kommst, wohin du gehst,
Du weißt es längst nicht mehr,
Treibst, wie dich Sturm und Woge stößt,
Auf ledern Schiff umher.

Miscellen.

× In dem unglücklichen Irland greift die Verarmung mit Riesenschritten um sich. Wer nur irgend so viel Reisegeld zusammen bringen kann, wandert aus. In Dublin stehen bereits 771 Häuser unbewohnt.

× Die Ersten, welche glaubten, sich den Schnupftabak in die Nase stopfen zu müssen, wurden verhöhnt und dann ein Wenig verfolgt. Der engl. König Jakob I. schrieb gegen die Tabakschnupfer ein Buch Miso Capnos. Einige Jahre später excommunicirte der Papst Urban VIII. die Personen, die in der Kirche Tabak nahmen. — Die Kaiserin Elisabeth glaubte, der Excommunicationsstrafe noch eine Sanktion beifügen zu müssen: sie gestattete den Rüstern, Denjenigen die Tabakieren zu confisciren, die in der Kirche schnupften. Amurat IV. verbot das Tabakschnupfen bei Gefahr des Nasenabschneidens.

Maritäten Kästlein.

○ Ein junger Araber, welcher die französische Sprache nicht versteht, wandert jetzt in Begleitung eines Dolmetschers durch die Straßen von Paris. Vor einigen Tagen traf er mit einigen Damen zusammen. Eine davon sang eine Romanze und fragte den Dolmetscher: „Was der junge Araber davon hielt?“ — „Mein Freund,“ sagte er, „glaubt eine Nachtigall zu hören?“ — „Was meint er wohl von mir?“ fragte endlich die neugierige Schöne. Der Begleiter des jungen Mannes sprach mit ihm einige Worte und antwortete dann: „Er sagte, er denke bei ihrem Anblick an das schönste Kameel seiner Heimath!“

○ Der Schneidermeister M. E. in S., Oberamts Rotenburg war längere Zeit krank und hat seinem Weichtvater reumüthig gebeichtet, daß er seinen Kunden schon manchen schönen Lappen Tuch abgeföhrt habe, dieß aber nie mehr thun werde; welches Versprechen er auch wirklich hielt. Eines Abends jedoch kam er von einem Kundenhause zurück und brachte einen großen Scharlachfetzen mit. Als dieß seine Haushälterin bemerkte, lamentirte sie, wie er seines feierlichen Versprechens unerachtet, schon wieder zu rippfen anfangte. Der Schneidermeister blieb darüber kalt und entschuldigte sich damit, daß ihm diese Farbe noch nie vorgekommen sei. Ein guter Entschuldigungsgrund!

Bebi und der Wanwan.



„Dein Vater ist gestorben, wir wollen deine Väter seyn.
Wißt du, lieber Bebi?“
„Na, sag' i. Hat mi der mein' schon plagt g'nug,
jetzt erst so viel!“

Auflösung des Logogryphs in Nr. 29:

Lin. Nil.